

Illustrierte Zeitung für Kleine Leute



Gewissenhaft üben.

Die Kinderkreuzzüge.

Ein Geschichtsbild aus dem dreizehnten Jahrhundert von Fr. Knauth.

(Schluß.)



Bewiſſermaßen der Adjutant Stephanus war ein Hirtenknabe von Chartres, der ſich durch ſein „Fäbuliren“ gleichfalls in den Geruch der Heiligkeit zu bringen gewußt. Sollten doch einmal ſogar ſeine Schafe vor ihm auf die Knie niedergefallen ſein und ihn um Gnade angeblökt haben, als er in Begriff geweſen, ſie durch ſeinen Hund von einem Saatefelde fortzuheben, das ſie in ſeiner Abweſenheit arg verwüſtet hatten! St. Etienne blieb aber doch nach wie vor der Herzog der Kinder, die ſich nach und nach wohl 30 000 Köpfe ſtark um ihn ſchaarten.

Die Geiſtlichen verhielten ſich mehr oder minder gleichgiltig dem Gebahren der Kleinen gegenüber; die Laien aber förberten das Unternehmen auf alle Weiſe, indem ſie meinten, daß Gott durch die Jugend große Dinge auf Erden vollbringen werde, wie ja geſchrieben ſtehe Psalm 8, 3: „Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge haſt Du eine Macht zugerichtet, um Deiner Feinde willen, daß Du verſtilgeſt den Feind und den Rachgierigen!“ Auch ſetzten ſie wohl hinzu: „Die Alten, die biſher zum heiligen Kampfe ausgezogen, ſind eben zu ſündig dazu geweſen.“

Papſt Innocenz ferner war hocherfreut, als er die erſte Kunde von all dieſen Dingen erhielt. „Dieſe Kinder,“ ſo rief er, „beſchämen uns, denn ſie ziehen friſch und munter aus, um das heilige Grab zu befreien, indeß wir ſchlafen!“ Und was endlich den König anbetraf, ſo forderte derſelbe allerlings erſt noch ein Gutachten der gelehrten Meiſter der hohen Schule zu Paris ein, und das fiel recht ungünſtig aus. Als er dann aber Maßregeln verfügte, den Kreuzzug zu unterdrücken, da waren die Kinder ſchon aus- und fortmarſchirt.

Die Reiſe ging durch ein faſt ganz ebenes

und ſehr fruchtbares Land voll Städte und Dörfer und ſo kam es, daß dieſe Wanderer weder von Hunger und Durſt, noch von Räubern und wilden Thieren zu leiden hatten.

Wohlbehalten trifft der ungeheure Zug ſoeben dort vor den Thoren von Marſeille ein. Voran auf einem niedrigen, mit Teppichen behangenen Wagen thront St. Etienne, umgeben von einer Ehrenwache bewaffneter Knaben und von andern gezogen. Weinend und ununterbrochen ſingend:

„O Herr Gott, das wahre Kreuz gib wieder,
O Herr Gott, erhöh die Chriſtenheit!
Deine ſtarke Hand werfe die Heiden nieder,
Für Dein heilig Grab ſchütz uns in dem Streit!“
ziehen die Tauſende in die Stadt und die Straßen derſelben entlang.

Die Einwohner ſind voller Erſtaunen, denn welches Kind ſie auch fragen, wohin die Reiſe eigentlich gehe, immer und überall lautet die Antwort: „Wir gehen zu Gott und wollen das heilige Kreuz jenseits des Meeres ſuchen!“ Fort und fort ſchließen ſich aus Nähe und Ferne Knaben und Jünglinge, Männer und Greiſe und junge Mädchen dem Zuge an und keiner der Pilger bleibt von der Wildthätigkeit der tiefgerührten Bürgerſchaft unbeſchenkt.

Als bald erkundigen ſie ſich aber auch im Hafen nach Schiffen, welche ſie nach Paläſtina bringen können, und wie glücklich waren ſie, als zwei Männer, Hugo Ferrus und Wilhelm Porlus, mit der größten Freundlichkeit ihnen verſprochen, die ganze Schaar unentgeltlich, allein „um Gottes willen“ auf ihren ſieben großen Kauffarteiſchiffen nach Syrien zu führen.

Die Kinder hielten dieſe Männer für Himmelsboten und meinten nicht anders, als daß Gott ſelbſt ſie ihnen geſandt habe, weil er ihr, der Kinder, Vornehmen gnädig anſehe. Ohne Arg überließen ſie ſich ganz ihren Händen und in der That, Ferrus wie Porlus müſſen es

sehr schlan anzufangen gewußt haben, nicht blos die Kinder, sondern auch die Erwachsenen und insbesondere die Geistlichen, die sich, wohl über 400 an der Zahl, im Zuge befanden, zu überlisten und über ihre wahre Absicht zu täuschen.

Gottlose Sklavenhändler, die sie waren, hatten sie es auf reichen Gewinn abgesehen, den sie durch den Verkauf ihrer Passagiere mit Sicherheit zu erzielen hofften. Aber auch Niemand sonst in und um Marseille muß eine Ahnung gehabt haben von dieser Schlechtigkeit.

Und so wurden denn die sieben Schiffe über und über vollgestropft mit der kostbaren — Waare, aber die ganze Schaar der 30 000 Pilger vermochten sie doch nicht zu fassen. Tausende mußten zurückbleiben, doch wir wissen nicht, wohin dieselben sich gewandt.

Anfangs ließ die Fahrt kaum zu wünschen übrig; das Wetter war heiter, das Meer ruhig und Alles, was die Kinder sahen und hörten, fesselte sie durch den Reiz der Neuheit.

Aber schon nach zwei Tagen erhob sich ein furchtbares Unwetter und zwei von den Schiffen scheiterten an einem Felsenriffe bei der Insel St. Pietro, in der Nähe der Südspitze von Sardinien. Alle Passagiere ertranken und viele der kleinen Leichen wurden von der See an das grüne Inselufer geworfen. Ein erschütternder Anblick! — Und doch — wie viel bejammernswerther war das Geschick, das ihrer Freunde auf den übrigen Schiffen harrete! Schon nach wenigen Tagen errichteten die Bewohner der Insel St. Pietro da, wo sie zuvor die Tausende (?) von Kindern begraben hatten, ein Kirchlein „der neuen unschuldigen Kinder“; in einem Gewölbe derselben aber waren in steinernen Särgen einige der Knaben und Mädchen beigesetzt, die „wie vom Tode nicht berührt, unverwandelt frisch und wunderbar rührend dalagen.“ Unter ihnen befand sich auch St. Etienne, „an dessen Leiche sich kein Auge satt sehen konnte.“

Die fünf übrigen Schiffe waren indeß weiter gesteuert, jedoch nicht nach Syrien zu, sondern in der Richtung auf Egypten nach Afrikas Küste. Dort landeten sie denn auch und wenige Tage später sah man die „schönen“ französischen Knaben und Mädchen theils in Alexandria theils in Bugia auf den Straßen und Mär-

ten zum Verkauf ausstehen, der Uebermenge halber sank der Kauffchilling für einen noch rüstigen Knaben bis zum Preise „eines fetten Schöpfes“ herab; die aber dennoch unverkauft blieben, wurden für den Chalifen von Bagdad an Wiederverkäufer auf den Küsten von Klein-Asien ausgeladen.

Jene 400 Priester und Weltgeistliche, welche den Zug der Kinder begleitet hatten, gingen unmittelbar in den Besitz des Chalifen über und fanden bei diesem eine milde und anständige Behandlung. Achtzehn Jahre später kehrte einer derselben nach Frankreich zurück und erzählte, daß achtzehn von den gefangenen Pilgerknaben auf grausame Weise als Märtyrer hingerichtet seien, weil sie ihren Glauben nicht hatten verleugnen wollen. Siebenhundert andere Sklaven, nun zu stattlichen Männern herangewachsen, befanden sich in der Gefangenschaft des Statthalters Maschemuch von Alexandrien; keiner jedoch habe sich durch Verlockungen oder durch Drohungen zum Abfall vom Christenthum bestimmen lassen. Im Jahre 1229 soll es dem Kaiser Friedrich II. gelungen sein, durch den Frieden, den er mit dem Sultan Alkamil geschlossen, einer Anzahl von ihnen die Freiheit wieder zu geben.

Ferrus aber und Portus ereilte für ihre Frevelthat sehr bald das strafende Gericht Gottes.

Sie hatten sich, kühn gemacht durch den soeben ihnen gelungenen Schurkenstreich, einem sarazenischen Emir von Sicilien gegenüber verpflichtet, den deutschen Kaiser Friedrich II. an ihn auszuliefern. Allein der saubere Plan wurde entdeckt. Man nahm die Seeräuber und Kreuzkinderverkäufer gefangen und hing sie sammt jenem Emir und dessen zwei Söhnen an einem fünffingerigen Galgen auf.

So kläglich endigte auch dieser Kreuzzug.

* * *

Die Urtheile der Geschichtsschreibung über die vorstehend berichteten Ereignisse gehen weit auseinander. Ist es hier, wenn nicht geradezu Tollheit und Unbesonnenheit, so doch mindestens kindliche Einfalt, als deren Werk man das ganze Unternehmen hinstellt, so hört man anderwärts fromme Sehnsucht, glühenden Eifer, ja heilige Wuth als die Triebfedern bezeichnen,

von denen die Kinder geleitet worden sein sollen. Allein, wie so oft anderswo, liegt sicher auch hier die Wahrheit in der Mitte. Es war ein phantastisches Unterfangen, eine krankhaft gesteigerte Religionschwärmerei, der leider jene fünfzigtausend Irregeleiteten zum Opfer fielen.

Man wird durch die Geschichte der Kinderkreuzzüge an den Ausspruch eines berühmten Arztes erinnert, welcher sagt, daß es nicht bloß Epidemien (ansteckende Krankheiten) gäbe, welche den Körper des Menschen befallen, sondern auch solche, welche die Geister der Völker ergreifen.

Die Turkmenen und ihr Land.

Von G. Jaquet.



In den letztverfloßenen zehn Jahren ist — in Folge von Streitigkeiten der Russen mit ihnen — wiederholt, besonders aber in jüngster Zeit, in den deutschen Zeitungen der Turkmenen Erwähnung geschehen. Auch Ihr, meine jungen Freunde, werdet von ihnen gehört haben, und somit wird es wohl vielen von Euch nicht unlieb sein, etwas Näheres über dieselben zu erfahren.

Die Turkmenen — auch „Truchmenen“ und „Turkomanen“ genannt — sind ein der großen türkisch-tatarischen Völkerfamilie angehöriges, den osmanischen Türken verwandtes Volk. Sie haben den westlichen Theil der Tatarei inne; d. h. jenes ausgedehnten mittelasiatischen Landes, welches im Osten vom kaspischen Meere, im Süden von Persien und Afghanistan, im Westen von ein paar Nebeländern des chinesischen Reiches und im Norden von den Steppen der Kirgisen begrenzt wird, welche jetzt insgesamt die Oberherrschaft Rußlands anerkennen, das inzwischen auch bereits ansehnliche Stücke der Tatarei (den ganzen Nordosten derselben) erobert und mit seinem asiatischen Reiche vereinigt hat. Von diesem weiten Lande nun haben die Turkmenen den Westtheil inne, vom kaspischen Meere ostwärts bis hin zum Flusse Amu-Darja, der im südlichen Hochlande der Tatarei entspringt. Ihr Land mag jetzt, nachdem die Russen bereits den Küstenstrich am kaspischen Meere — welches aber bekanntlich kein Meer, sondern der weitaus größte Landsee der Welt ist — in Besitz genommen haben, noch etwa viertausend Quadratmeilen groß sein; d. h. halb so groß wie Schweden

oder ziemlich doppelt so groß wie Bayern, Württemberg und Baden zusammengekommen. Mit Ausnahme weniger für den Acker- und Gartenbau geeigneter Gegenden — stets an kleineren oder größeren Gewässern belegen und stets nur wenige Gebiertsmeilen umfassend — ist es eine weithin sich deh nende Steppe; d. h. eine wasser- und baumlose, nur während eines Theiles des Jahres mit einer Grasdecke bekleidete Tiefebene. Nur hier und da erheben sich, das ermüdende Einerlei unterbrechend, Hügel, die aber nirgends zu Bergen aufsteigen. Mit ihrem Mangel an diesen, an Gewässern und Bäumen erinnert, in Verbindung mit ihrer äußerst spärlichen Bevölkerung, diese Tiefebene an jene, welche man „Wüste“ nennt. Die wenigen gut bewässerten und daher fruchtbaren und halbwegs gut angebauten Strecken in ihr gleichen den „Oasen“ in der Wüste Sahara, und was für diese der den Karavanen oft so verderbliche „Samum“, ist für die Turkmenen-Steppe der „Buran“; ein Sturmwind, der ab und zu sich einstellt und welcher im Sommer den Staub, im Winter den Schnee hoch aufwühlt. Zudem er, mit diesem oder jenem vermischt, vom Boden sich erhebt, stößt er mit einem in der oberen Lustregion wehenden Winde, dem „Sim“ zusammen und es erzeugt sich so ein heftiger Wirbelwind. Dieser, wie der schroffe Gegensatz zwischen der Gluthitze des Sommers und der großen Winterkälte, gehören zu den Unannehmlichkeiten des Klimas.

In diesem Tieflande nun haust seit Jahrtausenden schon das arme, aber kriegerische Volk der Turkmenen. Zum kleinsten Theile nur ist es, soweit es eben in den wenigen anbaufähigen Gegenden wohnt, ansässig und treibt

Acker- und Gartenbau, daneben auch, doch sehr unvollkommen, einige Handwerke. Zum weitaus größern Theile aber sind die Turkmänen Nomaden, welche mit ziemlichem Eifer die Viehzucht betreiben und mit ihren „Tabunen“ oder Haushaltungen — zur „Tabune“ gehören die Familie, das Zelt und die Heerde — das nach ihnen benannte Land durchziehen. Vorwiegend Pferde und Schafe, in zweiter Linie Rinder, Ziegen und Kameele, bilden die Gegenstände der von ihnen betriebenen Viehzucht. Was sie darüber hinaus bedürfen, entnehmen sie im Tausch von ihren ansässigen Stammesgenossen. Diese wohnen zumeist in kleinen, mit Palissaden umgebenen Dörfern. Neben diesen gibt es nur einige wenige größere Ortschaften, welche zwar ebenfalls halb dorfartig gebaut sind und ein erbärmliches Aussehen haben, die aber gleichwohl mit Lehmmauern und breiten Wassergräben umgeben sind. Sie dienen in Kriegzeiten als Sammelplätze für die in den Kampf ziehenden ungeordneten Schaaren, sowie, im Falle einer Niederlage, als Rückzugs- und Zufluchtsörter. Die größte und stärkste dieser Lehmfestungen war das am 25. Januar 1881 von den Russen mit Sturm eingenommene Geoktepe, ziemlich in der Mitte des Landes gelegen.

Die nomadisirenden Turkomanen sind übrigens keineswegs blos Viehzüchter, sondern liegen auch, und vielleicht mit noch mehr Liebe, der Jagd und dem Straßenraub ob. Größeres Wild zwar, an welchem die übrigen Theile der Tatarei reich sind, fehlt der gänzlich waldlosen Steppe, aber Federvild und Hasen sind in Fülle

vorhanden und gar eifrig sind theils mit der Schußwaffe, theils mit Bogen und Pfeil Junge und Alte dahinter her. Auf ihren zwar ziemlich unansehnlichen, jedoch äußerst schnellen und unermüdlichen Pferden aber ziehen die waffenfähigen Männer in größeren oder kleineren Banden auf Beute aus. Theils lauern sie den Handelskaravanen auf, welche durch ihr Land ziehen, durch das die große Heerstraße aus Persien nach der mittleren und östlichen Tatarei führt. Theils auch fallen sie in benachbarte Gebiete ein, sengen und mordend und raubend Vieh und Menschen; welche Letztere dann mit schwerem Gelde sich aus der harten Knechtschaft loskaufen müssen, in welche sie selbige führten.

Die Anzahl der Turkmänen, der ansässigen und nomadisirenden zusammen genommen, mag 600—700 000 betragen. Sie theilen sich in etwa ein Duzend Stämme, welche wieder in Unterstämme zerfallen, die sich theils nach den von ihnen bewohnten Ortschaften, theils (die nomadisirenden) nach Genossenschaften gliedern. Unter den Stämmen ist weitaus der bedeutendste derjenige der Tekingen oder Tefe-Turkmänen, indem mehr als ein Drittel der ganzen Nation ihm angehört. Trotz gelegentlicher Fehden zwischen den einzelnen Stämmen, halten sie doch einem äußeren Feinde gegenüber treulich zusammen. Alle sind eifrige Muhamedaner, zwar gastfrei, aber äußerst roh und unwissend, dazu auch sehr freiheitsliebend. Sie haben weder Fürsten noch Adel, sondern werden von frei gewählten Ältesten, Akfakal geheißen, regiert und sind alle freien Männer einander völlig gleich.

Kaiser Oktavianus.

Von L. Bier.



ur selben Zeit, als in Frankreich König Dagobert regierte, herrschte in Rom der mächtige Kaiser Oktavian. Derselbe hatte eine schöne und tugendhafte Gemahlin, welche ihm ein Zwillingsspaar, zwei kräftige und wohlgestaltete Knaben, schenkte. Weil aber

die alte Kaiserin, die Mutter des Oktavian, ihre Schwiegertochter nicht leiden konnte, so redete dieselbe der jungen Kaiserin viel Böses nach, so viel, daß Oktavian in den höchsten Zorn darüber gerieth und, ohne auch nur die Rechtfertigung seiner Gemahlin anzuhören, diese sammt den beiden Kindern verstieß und ihr den Aufenthalt in seinem Lande verbot.

Tiefbetrübt nahm darauf die arme, unschuldige Mutter ihre beiden Kindlein auf den Arm, verließ mit ihnen das Schloß, kaufte von dem ihr gereichten Reisegelde ein Pferd und zog aus den Gränzen des römischen Reiches, bis wohin sie von Rittern des Oktavian begleitet wurde. Bald darauf kam die Kaiserin in einen dichten Wald und da sie müde war, legte sie sich mit ihren beiden Knäblein unter einen Baum und schlief ein. (Siehe das Bild.) Während die Kaiserin schlief, kam ein starker Affe, raubte eins der Kinder und rannte damit in den Wald. Nun fügte es sich, daß zu selbiger Zeit ein Ritter durch den Wald ritt und das weinende Knäblein in den Armen des Affen sah. Sofort sprengte er auf den Affen ein und tödtete denselben nach längerem Kampfe, denn das Thier wehrte sich verzweifelt und that in seiner Wuth Sprünge an die 10 Ellen hoch. Darnach nahm der Ritter das Knäblein und ritt weiter. Nach kurzer Wegstrecke begegneten ihm Räuber. Da diese vermeinten, der Ritter habe das Kind einem vornehmen Herrn geraubt und sie könnten deshalb durch Wiederbringen desselben eine große Belohnung erzielen, so fielen sie den Ritter unverzüglich mit ihren Waffen an. Dieser wehrte sich aber mit großer Kraft und hieb eine Anzahl Räuber zusammen. Doch der Feinde waren zu viele und so sah sich der Ritter genöthigt, mit Zurücklassung des Kindes Hergengeld zu geben. Nun hatten die Räuber zwar das Kind, aber da sie nicht wußten, wem sie es zurückbringen konnten, das Knäblein auch in einem fort schrie, so beschloßen sie, es zu verkaufen und begaben sich zu diesem Zwecke nach einer Hafenstadt. Hier fanden dieselben auch einen Käufer, es war ein gewisser Klemens, der von Paris aus eine Pilgersfahrt nach dem heiligen Grabe gemacht hatte und auf der Rückreise begriffen war. Obgleich Klemens daheim auch einen kleinen Sohn besaß, so jammerte ihn doch das hilflose, verlassene Knäblein und kaufte dasselbe um dreißig Kronen den Räubern ab.

Die Kaiserin sollte aber noch mehr Unglück erfahren. Denn kaum hatte der Affe das eine Kind geraubt, so kam eine Löwin, ergriff das zweite und trug es in ihrem Rachen fort. Darüber erwachte die junge Mutter und weil sie meinte, daß das reisende Thier das andere

Knäbchen schon gefressen hätte, lief sie der Löwin nach, um ihr den Raub abzugeben. Diese aber lief mit gewaltigen Sägen in das Dickicht des Waldes hinein und verschwand vor den Augen ihrer Verfolgerin. Doch sollte auch die Löwin, wie vorhin der Affe, des Raubes nicht froh werden, denn der gewaltige Vogel Greif stieß hernieder, packte sie mit den furchtbaren Klauen am Rücken und erhob sich mit seiner Beute in die Lüfte. Doch fügte es Gott, daß die Löwin das Kindlein, welches sie fein säuberlich im Rachen hielt, nicht losließ. Vogel Greif flog hierauf über das Meer und ließ sich auf einer Insel nieder, um seinen Raub zu verzehren. Kaum faßte aber die Löwin festen Boden, so sprang sie mit ungeheurer Wuth den Greif an, zermalnte ihm die Füße (das Kind hatte sie vorher auf die Erde niedergelegt), tödtete ihn nach hartem Kampfe und sättigte sich von dem Fleische des Vogels. Dem Kindlein aber that sie kein Leid, sondern war ganz zärtlich mit ihm, ließ es an dem Euter saugen und wärmte dasselbe mit ihrem Körper.

Als die unglückliche Kaiserin sah, daß es eine Unmöglichkeit war, der Löwin den Raub abzugeben, schrie sie vor Schmerz laut auf und erfüllte mit ihren Klagen den Wald. Als fromme Christin fügte sie sich aber doch in ihr Schicksal und bestieg zum Weiterritt ihr Pferd. Endlich kam sie an das Ufer des Meeres. Nun fügte es sich, daß gerade an dieser Stelle ein Schiff vor Anker gegangen war und die Schiffsleute aus einem nahen Quell frisches Wasser in ihr Fahrzeug einluden. Die Kaiserin erzählte den Leuten Alles, was ihr begegnet war und verschwieg ihnen nichts. Darob ergriff Alle ein tiefes Mitleid und sie beschloßen, da ihre Fahrt nach dem heiligen Lande ging, die unglückliche Frau mitzunehmen. An dem Grabe des Erlösers konnte sie dann ihr Leid ausklagen. Bei der Weiterfahrt traf es sich, daß das Schiff, widriger Winde wegen, eine Insel anlaufen mußte. Einige Matrosen gingen an's Land und da sahen sie alsbald in einer Höhle die Löwin, welche das Kind säugte und die Männer mit furchtbarem Gebrüll empfing. Darüber erschrakten die Leute und rannten, so rasch sie konnten, nach dem Schiffe zurück, wo sie das Gesehene berichteten. Als die Kaiserin solches

hörte, verließ sie eilends das Schiff und lief zu der Höhle, worin die Löwin lag. Sie erblickte ihr Kind, wie es lachend mit dem gewaltigen Thiere spielte. Sogleich sank die Frau in das Knie und sprach zu der Löwin: „Ich sage dir bei Gott dem Allmächtigen und bei seinem Sohne, welcher am Kreuz für uns gestorben ist, daß du keine Macht über mich hast!“ Sogleich kam das Thier freundlich wedelnd zur Kaiserin heran und legte sich wie ein Hündlein zu ihren Füßen. Nun trat die Kaiserin furchtlos in die Höhle, nahm das Kind, herzte es und begab sich zurück nach dem Schiffe. Die Löwin folgte ihr wie ein zahmes Hausthier und geberdete sich auch als solches unter den Schiffsleuten. Abwechselnd erhielt nun das Kind die Mutterbrust und sog auch an dem Euter der Löwin. Dadurch wurde das Knäblein von Tag zu Tag stärker und kräftiger wie jedes andere Kind. Weil es aber von einer Löwin gefängt wurde, nannte es seine Mutter Leo, d. h. der Löwe. Endlich landete das Fahrzeug am Ufer des gelobten Landes. Unter vielen Danksagen entstieg die Kaiserin dem Schiffe und begab sich mit ihrem Kinde nach der heiligen Stadt. Die Löwin folgte ihr in Treue. Darüber erschrafen die Bewohner Jerusalems nicht wenig. Als sie dann den Hergang vernahmen, verwunderten sich Alle und ein frommer Edelmann nahm die Kaiserin ob ihres Unglücks und des bewiesenen Gottvertrauens in sein Haus auf.

Der andere Sohn der Kaiserin war in den Händen des barmherzigen und gutmüthigen Klemens wohl aufgehoben. Als dessen Meerfahrt beendet war, kaufte er einen Esel, nahm eine Frau zur Pflege des Kindes in den Sold, setzte beide auf das Thier (denn er selbst mußte zu Fuß gehen, um seine Pilgerfahrt zum rechten Ende zu bringen (siehe das Bild)) und zog gen Paris, wo er und das Kind von der überaus gutherzigen Frau Klemens mit allen Freuden aufgenommen wurde.

Florens, so wurde der fremde Knabe geheißen, wuchs zu einem kräftigen Jünglinge

heran, war seinen Pflegeeltern in allen Stücken gehorsam und wurde von diesen geliebt, als wäre er ihr leiblicher Sohn. Nur eins machte Vater Klemens vielen Kummer, Florens zeigte sich zu allen Hantierungen wenig geschickt, verrieth aber eine große Vorliebe für ritterliches



Ermüdet von dem Wege, sank die Kaiserin in einen tiefen Schlummer.

Thun und Treiben. Um diese Zeit überzog der Sultan von Babylon den König Dagobert mit Krieg. Auf des Sultans Seite standen die Könige von Arabien, Persien und Aethiopien, auf Dagoberts Seite aber der König von Holland, der König von Irland, der von England und der Kaiser Ottavian. Doch waren des Sultans Heere schneller in Frankreich als die Bundesgenossen Dagoberts, so daß sich Letzterer

entschloß, vorderhand nur einen Vertheidigungskrieg zu führen.

In den ersten Tagen des April langte der Sultan mit seinem Heere vor Paris an. Er war ganz in Gold gekleidet, auf der Brust seines

Golde geschmiedet. Neben dem Sultan ritt seine Lieblingsstochter Marcibilla, die war auf's köstlichste gekleidet und mit Kleinodien geschmückt. An der Stirn ihres Pferdes hing eine goldene Sonne, mit einem Rubin, einem



Wie Clemens aus Palästina zurückkehrte.

Roffes hing ein güldenes Kleinod mit Diamanten und Rubinen besetzt; sein Bart war weiß wie Schnee und so lang, daß er bis an den Sattelsknopf reichte. Das Pferd, welches er ritt, war weiß wie Schnee und hatte auf der Stirn ein gekrümmtes Horn, aus lauterem

Emeragd, einem Diamanten und vielen Perlen des Morgenlandes schön verziert. Zu ihrem Schutze war ein Riesenkönig in den Dienst genommen, dessen Leib acht Ellen in der Länge maß und der wegen seiner Stärke und Kraft in allen Landen gefürchtet war.

(Schluß folgt.)

Deutsche Tondichter aus älterer und neuerer Zeit.

Von F. Halle.

2. Christoph Wilibald Ritter von Gluck.

1. Die Wiege Glucks stand in dem Forsthaufe zu Weidenwang in der Oberpfalz nahe der böhmischen Gränze. Dort erblickte er am 2. Juli

des Jahres 1714 das Licht der Welt. Sein Vater, obwohl fürstlich lobkowißer Jägermeister, nahm dennoch eine sehr bescheidene Lebensstellung ein. Ehe er nach Weidenwang kam, war er Büchsenspanner des berühmten Prinzen

Eugen von Savoyen gewesen und hatte sich dann als Jägermeister mit einer Jungfrau Walburga verheirathet, von der indeß Näheres gar nicht bekannt ist.

Raum drei Jahr alt siedelte das Söhnchen mit den Eltern in's Böhmische über, und Dank der liebevollen Fürsorge letzterer erhielt er eine für die damalige Zeit sehr sorgfältige Erziehung. Von seinem zwölften bis zum achtzehnten Jahre besuchte er das Jesuiten-Seminar zu Komotau und erhielt dort auch den ersten Unterricht im Gesange, sowie im Geigen-, Klavier- und Orgelspiel. Dann ging er nach Prag und erregte dort durch sein immer deutlicher zu Tage tretendes Musiktalent so großes Aufsehen, daß sich dem mit Dürftigkeit kämpfenden Jünglinge die Thüren der Häuser des kunstsinigen hohen österreichischen Adels erschlossen.

Von Prag trieb es ihn nach Wien, und als dort der lombardische Fürst von Malzi ihn musizieren hörte, nahm er ihn mit sich nach Mailand, woselbst der Organist Battista Sammartini sein Lehrer wurde.

Schon im Jahre 1741 kam dort seine erste Oper „Artaxerxes“, und einige Monate später in Venedig sein „Demetrius“ zur Aufführung. Beide Werke und mehrere andere fanden so großen Beifall, daß Gluck im Jahre 1746 nach London gerufen wurde, um dort

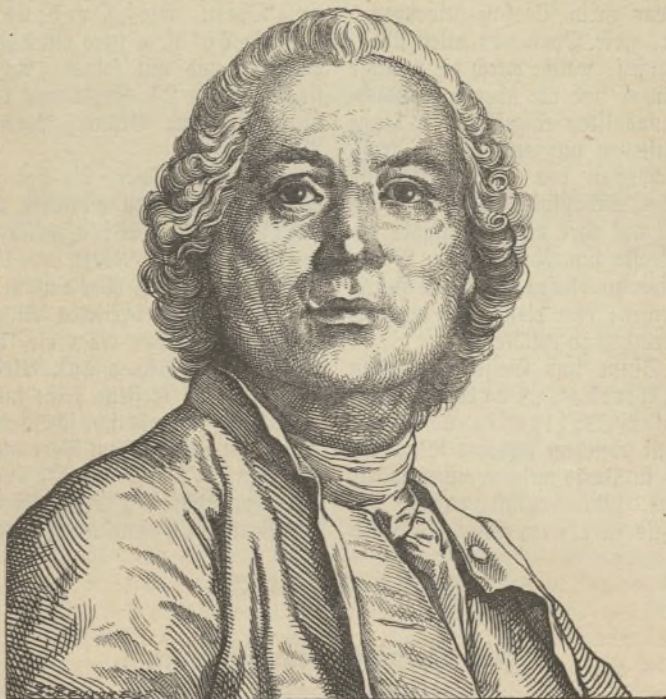
die ersterbeude italienische Oper neu zu beleben. Er hatte indeß in dieser Beziehung so wenig Erfolg wie Händel. Letzterer, der den Aufführungen der Werke Glucks beizuwohnen, soll übrigens sich sehr geringschätzig über dieselben geäußert haben. „Mein Schuhputzer,“ sollen seine Worte gewesen sein, „schreibt einen besseren Contrapunkt als Gluck.“

Umgekehrt gesteht Gluck, daß er gerade durch die Anhörung der Meisterwerke Händels unendlich gewonnen habe für sein Streben.

Nachdem er noch Paris besucht, ging er im Jahre 1746 über Hamburg und Dresden zum zweiten Male nach Wien, doch trieb es ihn drei Jahre später abermals nach Italien. Hier schrieb er für das Theater in Rom den „Telmacco“, eilte jedoch im Jahre 1750 wiederum nach Wien und vermählte sich dort mit Marianna Paragin, die von nun an seine stete Begleiterin

auf seinen Kunstreisen blieb. Ihre Ehe aber war kinderlos; dafür nahmen sie eine Nichte, Anna Gluck an Kindesstatt an, die sich gleichfalls als Künstlerin auszeichnete, indeß leider sehr früh verstarb.

Im Jahre 1751 finden wir Gluck in Neapel, wo er mit dem bedeutenden italienischen Tonmeister Durante sehr intim verkehrte. Hohe Ehren wurden ihm drei Jahre später in Wien zu Theil, indem ihn die Kaiserin



Christoph Willibald Ritter von Gluck.

Maria Theresia zu ihrem Hofkapellmeister mit einem Gehalte von 2000 Gulden ernannte.

Obwohl er ungemein fleißig war im Komponiren der verschiedensten Tonwerke, so machte er dennoch, da seine Frau ihm ein großes Vermögen zugebracht, sein Haus zum Sammelplatze vieler Künstler, Männer der Wissenschaft und bedeutender in Wien sich gerade aufhaltender Fremden.

Vom Jahre 1760 nun datirt ein völliger Umschwung in der Komposition der Werke Glucks. „Es war mein Vorsatz geworden,“ schreibt er selbst, „die Oper von allen Mißbräuchen zu reinigen, welche durch die unkluge Eitelkeit der Sänger und die übergroße Nachzibigkeit der Komponisten eingeführt, so lange schon dieselbe entstellen und aus diesem großartigsten und schönsten das lächerlichste und langweiligste aller Schauspiele machen. Ich wollte die Musik auf ihre wahre Aufgabe beschränken: der Poesie zum Ausdruck der Worte und der Situation zu dienen, ohne die Handlung zu unterbrechen, oder diese durch unnütze, überflüssige Zierrathen zu erkälten.“

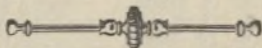
In diesem Sinne und Geiste entstanden nun die Opern „Alceste“, „Paris und Helena“ und vor allem „Phigonia in Aulis“. Der Beifall, mit welchem letzteres Werk am 19. April 1774 in Paris aufgenommen ward, war enthusiastisch. Man erzählt, daß bei der Horn-Arie Achills in einem Augenblicke alle

Edeloffiziere, unwillkürlich hingerissen, ihre Schwerter entblößt haben sollen.

Jede neue Aufführung steigerte den Enthusiasmus. Fürsten und große Herren drängten sich bei den Proben wetteifernd herzu, um Glück, wenn er den Taktstock niederlegte, Perücke und Ueberrock zu reichen, da er die Gewohnheit hatte, diese Gegenstände, ehe er zum Dirigentenpulte hinaufstieg, abzulegen und sich gegen den Zug von der Bühne mit einer höchst originellen Kopsbedeckung zu schützen. Es folgten neue Opern, wie „Orpheus“, „Cythère assiégée“ u. a. stets mit dem entschiedensten Erfolge, und mit seiner „Armida“ endlich siegte er am 23. September 1777 vollständig über alle seine Gegner, deren er überall in Menge hatte.

Die letzte Oper, die der nun 65 jährige Greis zur Aufführung brachte, war „ECHO und Narziß“. Nach Wien zurückgekehrt, verstarb er dort am 17. November 1787 an einem Schlagflusse, reich, aber einsam.

Ein weit verbreitetes Bildniß des unvergesslichen Meisters trägt die Unterschrift: „Il préféra les Muses aux Sirènes“ und bezeichnet somit treffend seine kunstumgestaltende hehre und unermüdlige schöpferische Thätigkeit. Ein Jahr nach seinem Tode wurde auf Befehl Ludwigs XVI. die von Houdon in Marmor gefertigte Büste des großen Künstlers im Foyer des Pariser Operntheaters aufgestellt.



Der Prophet beim Einzuge.

(Eine Anekdote.)

Von Franz Marx.

Silencium! Ich will Euch was erzählen
Und eine lust'ge Schulbegebenheit
Zum Thema mir sogleich für Euch erwählen,
Vielleicht, daß die Geschichte Euch erfreut.

Dort in Berlin — Ihr kennt's ja nach dem
Namen —

In einer Schule trug es jüngst sich zu,
Als die Propheten da zur Sprache kamen,
Die in dem alten Testament zur Ruh

Gegangen, so Jesaias geheissen,
Bis zu dem Letzten: Maleachi hin,
Von denen manch ein Spruch ist aufzuweisen,
Die man ja findet in der Bibel drin;
Nachdem sie hergenannt, fing an zu fragen
Der Lehrer dann die Schüler allzumal:
„Weiß einer mir vielleicht etwas zu sagen
Von den Propheten, sechszehn an der Zahl?“
Die Klasse schwieg, doch einer von den Jüngsten
Hob gleich den Zeigefinger schnell empor,

— Ein kleiner Knirps, zehn Jahr wird er zu Pfingsten —

Und alsobald trug er nun dieses vor:

„Haggai, stärkster Schutzmann, kam geritten
Beim Einzug vor der Kutsche von der Braut!“
Raum war's gesprochen, als sogleich inmitten
Der Schüler tönte ein Gelächter laut;
Und endlich ist's dem Lehrer noch gelungen,
Auch zu ermitteln, was so dunkel scheint,
Es kam heraus aus dem Berliner Munde,
Daß „von Madai“ er damit gemeint,

Den Chef von der Berliner Polizei —
Und daß „Haggai“ „von Madai“ sei. —

Der Lehrer fand den Scherz gar nicht so übel
Und äußerte sich drauf in diesem Sinn:

„Was Du gesagt, steht zwar nicht in der Bibel,
Es liegt jedoch etwas Bedeutung drin;
Haggai prophezeite Herrlichkeiten,
Herr von Madai zeigte sie den Leuten! —
Wie dem nun sei, Du gabst zu rathen auf,
Kein andrer wußt es — setz' Dich einen 'rauf.“

Der Piz Bernina.

Von Karl Weiße.

(Zu dem Bilde Seite 210.)



Die Berninakette gehört in den Alpenzügen zu den prächtigsten Erscheinungen. Besonders wird das Herz ergriffen, wenn der Beschauer von dem Dorfe Pontresina zur Höhe aufblickt. Von allen Seiten ragen die schneebedeckten Gebirge in das Thal hinein und umziehen das kleine Dorf wie einen unübersteigbaren Wall. Im Norden erhebt sich das Eismeer des Munteratsch oder Julier, im Osten rückt der Piz Languard dicht an das Thal, im Süden und Westen steigen die riesigen Gletscher der Berninakette steil und schroff aus dem grünen Thale zu den Wolken. Die Ausflüge in diese Alpenwelt sind von Pontresina zahllos und schon auf den nahen Partien ist Gelegenheit geboten, das Herrlichste zu schauen, was die Alpenwelt bietet. Mit wenig Mühe wird durch einen Spaziergang, der durch wundervolle Lärchenwäldchen geht, der Morteratschbach erreicht; er braust in furchtbarer Wildheit tief unten in unerreichbaren Felsenschluchten. Eben so leicht wird der Fuß des Morteratschgletschers erstiegen, wo eine hohe Eismwand sich dem Wanderer kühn entgegenstellt, und solcher prächtiger Ausgänge mit wundervollen Rundsichten gibt es hier viele. Was Pontresina bietet, vermag kein anderer Ort der Schweiz zu reichen. Der Dichter Viktor Schefel stimmt mit Recht begeistert an:

„Am Lärchenwald erschimmert's weiß von Nissen,
Zacken, Schründen,
Ein Wall von Schutt, ein Strom von Eis hat
sich zu Thal gewunden,
In dämmernder Schneekönigspracht auf finstern
Wolkensitze
Recht Piz Bernina
durch die Nacht die demant-
blanke Spitze.“

Und doch ist dieser Gebirgsstock lange Zeit von den Besuchern der Alpen unbeachtet geblieben. Die Ursache liegt an der Lage der Berninakette; sie liegt in einem versteckten Winkel an der Gränzscheide zwischen der Schweiz und Italien und kann erst dann erreicht werden, wenn die vorliegenden Alpenzüge (rhätischen und graubündner Alpen im Norden oder die veltliner Alpen im Süden) überstiegen sind.

Im Jahre 1850 erreichte der schweizerische Forstinspektor Coaz das erste Mal den Piz Bernina. Nun folgten von Jahr zu Jahr neue Alpenbesucher in das mattenreiche, freundliche Ober-Engadin-Thal und traten aus Pontresina ihre Alpenfahrten an. Schwierig ist allerdings die Ersteigung des Bernina; es erhalten darum auch die Führer hier doppelt so viel Lohn, als diejenigen nach dem Montblanc oder Matterhorn. Die Zahl der Unfälle bei der Besteigung des Bernina ist keine geringe. Nur einige Fälle.

Der berühmte Afrika-Reisende Dr. Güssfeldt war aus den heißen Wüsten Afrika's zurückgekehrt und machte nun Bekanntschaft mit den Eisgefilben der Schweiz. Am 5. September

1869 wollte er mit dem wohlbewährten Führer Hans Graß den Bernina erklimmen. Sie hatten bereits den Morteratschgletscher erreicht. „Da,“ so erzählt Dr. Güssfeldt, „standen wir gerade still, um nach dem Wege zu sehen; zu unserer Rechten — so daß wir das Eis mit den Händen berühren konnten — erhob sich eine mächtige Eiswand, unmittelbar zur Linken öffnete sich ein tiefer Gletschlund. Es war, als ob den Führer zuerst eine Ahnung befallen hätte, daß uns hier etwas bezeugen könnte; er sagte mit unterdrückter Stimme: „Lassen Sie uns sehen, daß wir hier schnell und leise durchkommen.“ Ich sah die starre, blauschimmernde Eiswand zu unserer Rechten und dachte: wenn sie sich bewegte! Weiter hatte ich zu denken nicht nöthig, denn kaum waren wir ein oder zwei Schritte vorwärts gegangen, als von dem obersten Theile des Gletscherfalls her ein dumpfes Dröhnen unser Ohr erreichte; bewegungslos, in entsetzlicher Spannung blieben wir stehen. In wenigen Sekunden war dieses Dröhnen, welches — wir wußten dies nur zu genau — von einer oben entstandenen, auf uns herabkommenden Eislawine herstammte, mit donnerähnlichem Gefräch nahe gekommen; es kam ein Moment, wo die Erde sich aufzuthun schien: mächtige Eisblöcke flogen zu beiden Seiten und über die Eiswand zu unserer Rechten fort, diese selbst beginnt sich zu bewegen, der Boden entzieht sich meinen Füßen fast in demselben Augenblick, wo ich den Führer vor mir verschwinden sehe, und ohne den geringsten Widerstand leisten zu können, stürze ich in den Abgrund; ich fühlte deutlich die immer wachsende Schnelligkeit, mit der ich fortgerissen wurde und war bei vollem Bewußtsein. „Dies ist das letzte,“ war der Gedanke, den ich während des etwa fünf Sekunden dauernden Sturzes mehr als einmal fassen konnte. Eine feste Unterlage unterbrach meinen hundert Fuß tiefen Fall; zur eigenen Verwunderung konnte ich auf meine Füße springen. Das erste war, nach dem Führer zu rufen; er antwortete — im ersten Moment für mich nicht sichtbar — unter mir: der Mann lag durch die mit uns gestürzten Eisblöcke fest eingekleidet zwischen den Wänden der Eiswand. Es kam vor Allem darauf an, den Führer aus seiner furchtbaren Lage zu befreien. Ich strengte meine

durch den Sturz gebrochenen Kräfte an, um die Befreiung des Führers zu bewirken, und war so glücklich, dies zu Stande zu bringen, aber als ich geendet, fühlte ich das Herannahen einer Ohnmacht, die mich unempfindlich machte gegen die oft wiederholten Worte des Führers: „Du himmlischer Vater, da kommen wir nicht wieder heraus!“ Als ich erwachte, stand der Führer über mir gebeugt da; der Mann war ganz verändert; tiefe Sorge mehr noch als Schrecken sprach aus seinem Gesicht. Ein Versuch, aus der Spalte zu entkommen, mußte gemacht werden; selbst den entsetzlichsten Ort macht man nicht gern ohne Kampf zu seinem Grabe. Hans Graß kletterte voran, während ich seine Füße so lange wie möglich durch meine Hände und Schultern unterstützte. Dieser kühne Versuch, den man nur machen konnte, weil Leben und Tod mit einander rangen, gelang; der Führer erklimmte die 30 Fuß hohe Eissäule, ich folgte ihm. Wir eilten, so gut die zer Schlagenen Glieder es gestatteten, hinab durch den untern Theil des Gletscherfalls. So schmerzhaft und mühselig auch die Marschstunden sein mochten, so war doch der Dank für eine der wunderbarsten Rettungen die Empfindung, vor der Schmerz und Müdigkeit sich beugen mußten.“ — Dr. Güssfeldt entkam der Lebensgefahr mit einer zerbrochenen Rippe.

Der berühmte englische Naturforscher und Professor Tyndall entging fast auf derselben Stelle wie durch ein Wunder dem Tode. Tyndall erzählt: „Am 30. Juli 1864 hatte ich in Begleitung zweier Engländer und der Führer Jenni und Walter den Morteratsch bestiegen. Auf dem Rückwege waren wir auf einen Eisabhang gekommen, den wir hinabsteigen mußten. Jenni schlug Stufen; da drehete er sich um und sprach: „Bleiben Sie vorsichtig in den Stufen, ein Fehltritt kann hier eine Lawine losreißen.“ Kaum waren diese Worte gesprochen, als meine beiden Freunde und ihr Führer, scheinbar mit dem Seile in einander verschlungen, an mir vorbeisauften. Ich stemmte mich rasch fest, aber im Augenblicke darauf flog ich mit. Wir alle fünf wurden von einer Lawine, die ein einziger Fehltritt erzeugt hatte, mit unaufhaltsamer Geschwindigkeit in die Tiefe getragen. Die drei vordern Männer fuhren auf der Spitze der La-

wine und waren zeitweise ganz mit Schnee bedeckt. Alle meine Erinnerungen standen plötzlich still, wie es bei Menschen der Fall ist, die dem Ertrinken nahe sind. Der Sturz war zu schnell gekommen und die Aufregung des Rutschens zu groß, als daß Angst aufkommen konnte. Auf einmal ließ die Geschwindigkeit nach, da der Abhang an einer Stelle weniger steil war. Wir waren so glücklich, am Rande des Abhanges festen Fuß fassen und uns retten zu können, während die Lawine vor unsern Augen von Neuem sich in Bewegung setzte und über den Rand in den Abgrund stürzte. Ohne Wunden ging es nicht ab. Einem war ein Stück Fleisch beim Anstoßen an einen Stein aus der Hand gerissen, ein anderer kam mit blutender Stirn davon, mir hatte das Seil schwarze Flecken auf dem Arme zurückgelassen."

Wenn auch besondere Gefahr bei dem Besteigen des Piz Bernina vorliegt, so sind doch viele Wanderungen zur Höhe gelungen. Die Schilderungen der Glücklichen über den Umblick von dieser Höhe sind überaus lieblich. Es wird die ganze Berninakette, Piz Palü, Cambrena, Morteratsch, Zupo, Sella, selbst der gewaltige Piz Roség in unmittelbarer Nähe überschaut. Im Osten, in überraschender Nähe, tritt die herrliche Ortlergruppe mit ihren vielen Spizen glanzvoll und mächtig hervor. Im Westen liegt der Monte Rosa mit seinen Riesenhäuptern. Im Süden ragt ein Meer von Spizen und Höhen aus dem Eisgelsilde. Hier genießt man eine Rundschau über mehr als 1700 Berggipfel. Und solch einen Anblick zu haben, hat manchen muthigen Mann aufwärts gelockt.

Erste Waldblumen.

Von Cäcilie Mölke.

"Hab' Blumen in dem Wald gefunden,
Und habe einen Strauß gebunden,
Dreifarbig ist er, klein und fein,
Das Sträußchen soll Dein eigen sein.
Weiß, blau und gelb, das muß Dir stehn,
Ich mein', es müßt' Dir ähnlich sehn!"

Die Hände, das Gesichtchen Dein,
Die sind so weiß und sind so rein,
Zartrosig, wie die Anemone,
Auf Deinem Kopf die Flechtenkrone,
Die glänzt beim Sonnenschein wie Gold,
So wie die Schlüsselblumen hold.

Hier ist noch eine in der Mitte,
Die Lieblingsfarbe ist's, die dritte,
Die Leberblum' in Himmelsbläue,
Wie Deine Augen voller Treue.
Stech' an den Strauß und denk' an mich,
Ich pflückte ihn so gern für Dich!"



Gewissenhaft üben.

Von Cäcilie Mölke.

(Zu dem Bilde Seite 225.)

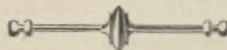
„Eins, zwei, drei, eins, zwei, drei — ach ist
das schwer,
Muß heute lange mich quälen,
Weil der Musiklehrer haben will,
Soll bei dem Ueben hübsch zählen.

Eins, zwei, drei, eins, zwei, drei, muß außer-
dem
Immer die Kreuzchen bedenken;
Lenchen sei still, muß heute mich tief
In mein Klavierstück versenken.

Eins, zwei, drei, eins, zwei drei, und dabei
soll's
Immer gefühlvoll auch klingen,
Grade als hörte man draußen im Wald
Amsel und Nachtigall singen.

Eins, zwei, drei, eins, zwei, drei, jetzt kommt
es schwer,
Werd' ich den Käufer wohl kriegen?
Sieh mal, so muß bei dem Anschlag die Hand
Aus dem Handgelenk fliegen!

Eins, zwei, drei, eins, zwei, drei, Lenchen nun horch,
Jetzt geht es ganz ohne Stocken,
Ei, wie das klingt, das kann Dich, nicht wahr,
Auch zum Klavierspiel verlocken?“



Aus Aesop's Leben.

Von Rudolph Müldener.

(Fortsetzung.)



Da beredeten seine Freunde
und Verwandte Xanthus,
daß er Aesop frei gab und
dem Volke schenkte. Also
sprach er, obgleich wider
Willen, öffentlich vor allem
Volke: „Aesop, Du sollst frei sein!“

Hierauf verkündigte der erste Beamte des
Volkes mit lauter Stimme: „Xanthus, der
Philosoph, gibt Aesop die Freiheit!“

Auf diese Weise erfüllte sich, was Aesop
jüngst zu Xanthus gesagt: „Du mußt mich frei
lassen, Du magst wollen oder nicht!“

Jetzt, da Aesop frei war, trat er mitten
unter das Volk, machte mit der Hand eine Be-
wegung, daß man schweigen solle, und sprach:
„Ihr Herren von Samos! Daß der Adler, der
ein König ist unter den Vögeln, den Ring ge-
nommen hat, das bedeutet ohne Zweifel, daß

ein König bedacht sein wird, wie er eure Frei-
heit mindere oder ganz abschaffe.“

Als die Samier das hörten, erschrafen sie
nicht wenig, und wirklich kamen bald darauf
Abgesandte des Königs Krösus von Lydien,
welche von den Bürgern von Samos beehrten,
sie sollten sich unter des Königs Gewalt und
Botmäßigkeit begeben. Der Brief des Königs
Krösus lautete:

„Krösus, der König von Lydien, entbietet
dem Senat und der Gemeinde Heil. Ich ge-
biete Euch, daß Ihr mir Abgaben und Rente
gebt. So Ihr aber diesem Gebote nicht ge-
horchen wollt, wie Ihr zu thun schuldig seid, so
will ich Euch so großen und verderblichen Scha-
den zufügen, daß Ihr ihn nicht wohl erleiden
mög.“

Als nun dieser Brief im Senate verlesen
wurde und männiglich erschrocken und geneigt

war, dem Könige zu willfahren, so war doch zuletzt ihr Beschluß, daß man hören sollte, was Aesop dazu rathen würde. Als aber Aesop um seinen Rath gebeten wurde, ging er auf den Rednerstuhl und sprach: „Ihr Herren von Samos, daß Ihr dem Könige Abgaben und Rente gebt, will ich nicht rathen, wiewohl ich sehe, daß Ihr dazu geneigt seid. Ich will Euch kürzlich die Ursache sagen, damit Ihr desto besser erkennen mögt, was dem gemeinen Nutzen fromme. Das Geschick hat dem sterblichen Menschen zwei Wege zu leben vorgezeichnet: den einen zur Freiheit: dessen Anfang ist rauh und schwer,

aber das Ende ist gar eben und leicht zu wandeln. Der andere Weg führt zur Dienstbarkeit und Knechtschaft: dieser Weg ist anfangs leicht, eben und nicht holperig; aber das Ende ist rauh und unwegsam und nur mit großer Angst und Gefahr zu wandeln.“

Als die Samier dies hörten, da sprachen sie unter einander: „Da wir bis jetzt frei sind, so wollen wir auch in Zukunft nicht Anderen dienstbar werden,“ und schickten die Gesandten des Königs von Sydien demnach mit abschlägiger Antwort wieder nach Hause.

(Eschluß folgt.)

Räthsel.

Von Ernst Lausch.

1.

Das Wasser hält's mit D,
Der Baum hat's mit St,
Mit R ist es von Wein,
Mit L noch jung und klein.

2.

Mit N zeigt es das Letzte an,
Mit S es musizieren kann,
Mit F ist's eine süße Frucht,
Die man in warmen Ländern sucht.

3.

Es täuscht und trägt mit W,
Zum Laufen dient's mit B,
Mit Z braucht man's zum Essen,
Mit L berührt's auch Hesse,
Dem Fischer dient es oft mit R,
Und auf dem Hof sucht es mit H.

4.

Das Zimmer macht es hell und licht
Mit e; doch nur am Tage.
Du siehst die Hand vor'm Auge nicht
Mit i. Was ist das? Sage.

5.

Mit a verfertigt es kunstvolle, hübsche Sachen,
Mit u kann sich's als Thier dem Menschen nützlich machen.

6.

Mit a ist's drückend,
Mit i berückend,
Mit u beglückend.

7.

Mit ah bezwingt es Holz und Stein,
Mit uh ladet's zum Sitzen ein.

8.

Mit o ist's junger Wein,
Mit i wird's Dünger sein.

9.

Mit u bietet's dem Geist Genuß,
Zedoch mit a füllt es den Fluß.

10.

Mit e schlägt's ohne Säumen,
Mit a quillt's aus den Bäumen.

11.

Mit a nicht drinnen, nicht draußen,
Mit i hört man's sausen und brausen.

Auflösung der Charade in Nr. 13:
Geizhals.

Auflösungen der Geographischen Räthsel in Nr. 13:
1. Eilenburg. 2. Elsterwerda. 3. Dortmund.

Auflösung des Räthfels in Nr. 13:
Fladen, Faden, Aiden, den, Adee, ad.

Blick auf die Bernina-Gruppe von Montreux aus. (Siehe Seite 235.)

